

durch eine Stätte, nicht durch ein Haus bestimmt, sondern durch den Menschen selber, der Gott nahe oder fern ist (S. 71).

Ein Abschnitt ist »Zukunft in der Gegenwart« überschrieben, wobei die Titel von H. I. Bach stammen. Baeck zeigt hier, dass in Israel sich Gegenwart und Zukunft nicht trennen lassen. Wenn Johannes der Täufer sagt: »Tut Busse, denn das Himmelreich ist nahe!«, so bedeutet das: tut Busse, fangt damit an, dann wird es kommen! »Das ist dieser eigentümliche Messianismus im Judentum. Nicht eine Ferne, die ferne ist, sondern eine Ferne, die uns die Hand reicht, die uns auffordert, die uns führen will. So denken die Propheten, und so sprechen sie...« (S. 111).

Subtil ist auch die Unterscheidung von Judentum und Christentum. Das Charakteristische des Christentums ist der Glaube, Gott habe sich den Menschen ganz offenbart. Das Judentum hingegen kennt den offenbaren Gott; Gott offenbart sich nicht selber, er offenbart etwas: Der offenbarende Gott ist Judentum. Was er offenbart, hat Micha (6,8) umschrieben: Recht zu tun, Treue zu lieben und in Demut mit deinem Gott zu wandeln. Das ist eine Zusammenfassung der Botschaft des Amos (Gerechtigkeit), Hosea (Treue) und Jesajas (Demit). Das Ganze des Judentums, gleichsam seine Formel, hat Baeck so verstanden: »Das grosse Problem des Judentums... ist der Eintritt des Seienden, des Unendlichen, des Ewigen in eine Welt des Endlichen, Begrenzten, Vergänglichen, Menschlichen, der Eintritt einer höheren Welt der Einheit, welche alles umfasst und umspannt, in diese Welt... Und nun kommt das Entscheidende dazu: Dieses Eindringen der Welt des Unendlichen, Ewigen in diese begrenzte Welt des Vergänglichen, Irdischen vollzieht sich in der Form des Gebotes... Im Gebote dringt diese höhere Sphäre in unser Leben ein. Die Gesamtheit des Lebens soll durch diese andere Sphäre bestimmt werden, so dass im letzten Ende das Leben durch das grosse Gebot bestimmt wird...« (S. 118).

Die Zukunftshoffnung des Judentums ist nach Baecks Auffassung am deutlichsten im zweiten Abschnitt des Alenu-Gebets für das Neujahrsfest ausgedrückt, verfasst von Rab (3. Jahrh.). Dort heisst es, es sei die Aufgabe des Menschen, letaken olam bemaldhuth schaddai, die Welt zu ordnen durch das Reich des Allmächtigen. Baeck interpretiert dieses Wort so, das Reich des Allmächtigen möge in diese Welt des Menschen eingelassen werden, so dass die Kommende Welt, das Kommende Reich, das Reich Gottes heute und hier bei diesem Menschen beginne. »Das könnte der kürzeste Ausdruck sein für das, was als sittliche psychologische Wurzel des prophetischen Denkens zu erkennen ist« (S. 122).

Wir haben hier nur einige wenige Gedanken aus diesem einfallsreichen Buche wiedergegeben. Neues wird man in ihm kaum finden, was Baeck nicht auch anderwärts geschrieben hätte, so vor allem in dem Werk »Wege im Judentum« (1933). Aber die Art, wie es im vorliegenden Buche gesagt wird, ist lebendiger und ansprechender als in seinen anderen Publikationen.

Das Buch erschien in den »Studia Delitzschiana«, was zweifellos dankenswert ist. Nur könnte man sich fragen, warum dieses Buch nicht dort publiziert wurde, wo es eigentlich hingehörte, nämlich in dem Institut, welches Leo Baecks Namen trägt? Wie dem auch sei: Entscheidend ist allein, dass Leo Baeck durch dieses Buch noch einmal zu uns spricht.

E. L. Ehrlich

MARTIN BUBER: Das dialogische Prinzip. Heidelberg ³1973. Verlag Lambert Schneider. 323 Seiten.

In Paperback-Aufmachung liegen hier die »klassischen« Dialogschriften vor, die Buber zwischen 1923 und 1953 verfasste. Es handelt sich um folgende Traktate: Ich und Du; Zwiesprache; Die Frage an den Einzelnen; Elemente des Zwischenmenschlichen. Die 1954 vom Lambert Schneider Verlag besorgte Ausgabe (vgl. FR VII, S. 54 f.) erfuhr einige Verbesserungen und Ergänzungen. Von besonderem Interesse ist das von Buber verfasste Nachwort zu diesen Schriften (S. 301–319). Darin wird deutlich, wie Buber sich selbst geistes- und religionsgeschichtlich einordnet, von wem er sich hauptsächlich beeinflusst sieht (Friedrich Heinrich Jacobi, Goethe, Ferdinand Ebner, Franz Rosenzweig etc.), welche Einsichten ur-Buberisch sind und zu welchen Gedankengängen und Strömungen Buber sich distanzierend verhält. Was die Dialogschriften selbst betrifft – man sollte sie erst nach dem Nachwort lesen – zeigen sie, welch reich facettierte Persönlichkeit Buber ist. Er ist nicht bloss expressionistischer Sprachkünstler und existentialistischer Denker (»Ich-Du-Es«). Bei ihm schwingt ausserdem eine Überfülle von Intuition, faustischem und chassidischem Denken mit. Nachdem uns seit 1973 bereits zwei Bände von Buber-Briefen vorliegen (vgl. FR XXIV, S. 85 f.; XXV, S. 151; s. u.), sind wir noch besser in der Lage, Bubers Idee kritisch zu würdigen. Dem Verlag Lambert Schneider gebührt Dank für sein Buber-Engagement.

DERS.: Ich und Du. Heidelberg ⁸1974. Verlag Lambert Schneider/Lothar Stiehm. 160 Seiten.

Für eine reine Arbeitsbibliothek ist dieses Buch entbehrlich. Sein Inhalt findet sich auch im Buber-Buch: Das dialogische Prinzip (S. 7–221) [s. o.]. Spezifisch für »Ich und Du« ist nur das von Buber 1957 verfasste Nachwort (S. 145–160). Dieses gibt Aufschluss über Bubers »innere Notwendigkeit«, die ihn zur Abfassung drängte. Darüber hinaus verhält sich »Ich und Du« zu »Das dialogische Prinzip« wie ein Festtag zu einem Werktag. »Ich und Du« ist eine graphisch und optisch ausserordentlich gefällige Ausgabe. Ich habe noch kaum ein Buch gefunden, das sich aufgrund dieser Vorzüge so gut als Geschenk für suchende, bildungshungrige und gebildete Leute eignet. Statt eines Blumenstrausses oder einer Pralinentüte könnte man guten Freunden anlässlich eines Besuches Bubers Ich-Du-Buch schenken. Die Gastgeber würden sich sehr freuen.

Clemens Thoma

MARTIN BUBER: Briefwechsel aus sieben Jahrzehnten. Band II: 1918–1938. Heidelberg 1973. Verlag Lambert Schneider. 722 Seiten.

Bereits der 1. Band des Briefwechsels Martin Bubers hatte uns eine Fülle an Eindrücken, Einsichten und geschichtlichen Zeugnissen ersten Ranges vermittelt¹. Vielleicht wird man den jetzt vorliegenden 2. Band nach Abschluss der auf 3 Bände veranschlagten Ausgabe als den inhaltsschwersten ansehen. Denn er umfasst die für die Geschichte des deutschen Judentums schicksalsentscheidenden Jahre vom Ende des Ersten Weltkrieges bis zu dem Ende der deutsch-jüdischen Symbiose im Jahre der Reichskristallnacht.

Die Briefe, die Martin Buber erhielt, und die Briefe, die er schrieb, zeigen in einer bestürzenden Dichte, welche Hoffnungen und Verheissungen diese 20 Jahre in sich

¹ Vgl. FR XXIV, S. 85 f.

bargen und welche Mächte und Gewalten schliesslich auf der Bühne der Geschichte wirksam wurden. Man wird die meisten dieser Briefe, anders als die Briefe, die vor dem 1. Weltkrieg geschrieben wurden, nicht ohne innere Beteiligung lesen können. Denn sie werfen Fragen auf, die unmittelbar unsere eigene Gegenwart begründen. Man wird sich auch nicht wundern, dass in diesen Briefwechseln, die aus dem Martin-Buber-Archiv veröffentlicht wurden, die Gestalt Martin Bubers zuweilen nur noch wie der Vermittlungspunkt erscheint, an dem sich die geistigen Kräfte der Epoche treffen. Oder vielleicht sollte man es besser so ausdrücken: Die Briefe (326 an Buber, 270 von Buber; in vielen Fällen sind mehr Briefe der Briefpartner veröffentlicht als Briefe Bubers) sagen zumindest ebensoviel über die Briefpartner und die Situationen, in denen diese stehen, wie über Martin Buber selbst.

Da sind (um wenigstens einige Anhaltspunkte zu geben) aus den Jahren 1918 und 1919 zunächst die Briefe, die Gustav Landauer an Buber schrieb. Sie führen die Absichten und das Schicksal der Münchener Räteregierung vor Augen und insbesondere das Verhältnis Landauers zu Eisner, das Buber »eine namenlose jüdische Tragödie« nennt (29). Da sind die Briefe, die Arnold Zweig an Buber richtet. Und dann folgen von den 20er Jahren an die Briefwechsel mit Franz Rosenzweig, mit Ernst Simon, mit Gerhard Scholem und schliesslich Hermann Gerson. Ich nenne diese Briefwechsel zuerst, weil sie für Bubers Werk von Bedeutung sind. Wenn Buber selbst immer wieder betonte, dass sein eigener Gedanke nach dem 1. Weltkrieg eine entscheidende Wende genommen habe, deren Manifest das Werk »Ich und Du« wurde, so wird durch die Briefe sichtbar, in welchem Mass diese Wende mit der Begegnung zwischen Buber und Franz Rosenzweig verknüpft ist. Von Franz Rosenzweig wurden in der vorliegenden Ausgabe über 30 Briefe abgedruckt, darunter (dank eines sehr grosszügigen Entgegenkommens der Familie) 13 bis jetzt unveröffentlichte. Unter diesen ist der wichtige, ausführliche Brief, mit dem Rosenzweig zu Bubers »Ich und Du« kritisch Stellung nimmt. Buber selbst nennt ihn eine »grosse, grossartige Kritik« (128). Für den an dem gemeinsamen Glauben des Judentums und Christentums heute Interessierten wird die Lektüre des Briefwechsels Buber-Rosenzweig einer der grössten Gewinne aus dem vorliegenden Band sein. Denn hier geht es um nicht weniger als um eine von dem biblischen Denken selbst bestimmte »Phänomenologie der Offenbarung«. Buber gedachte sie zu einem fünfbändigen Werk auszubauen. Ein erhaltener Plan findet sich auf S. 116. Dass Rosenzweig dem in bestimmten grundlegenden Fragen zu Purismus und Konstruktion neigenden Buber immer neu widersteht und darauf Wert legt, den Gedanken derart mit »dem Schwergewicht der Wirklichkeit« (121) zu belasten, dass die Wege der Religionen nicht vernachlässigt werden müssen (das Heidnische »ist als Element unvergänglich, weil unentbehrlich« [a. a. O.]), macht das hier Gedachte nur um so folgenreicher. Durch den Briefwechsel wird deutlich, in welcher Weise die Gründung der Zeitschrift »Die Kreatur« mit der Begegnung zwischen Buber und Rosenzweig zusammenhängt. Und es wird sichtbar, wie sehr die von beiden gemeinsam unternommene Verdeutschung der Schrift, eines der letzten grossen Geschenke jüdischen Geistes an die deutsche Sprache, Frucht dieser Begegnung ist. Martin Dibelius findet in dieser Verdeutschung eine »mich

manchmal beschämende Vertrautheit mit der Geschichte der deutschen Wörter« (602).

Von 1921 an setzen dann die kraftvollen Briefe des jungen Ernst Simon ein. An Bubers Antworten kann man das Verhältnis Bubers zu der um 20 Jahre jüngeren Generation ablesen, welche die Ansiedlung in Palästina und später die Gründung des Staates Israel leisten sollte. Buber wird von dieser Generation vielfach als der geistige Vater eines neuen Palästina angesehen (25, 58, 301–302). Die Briefwechsel zeigen aber in einer erregenden Weise, wie sehr Buber seine Aufgabe zunächst in seinem literarischen Werk und dann, von 1933 an, in der jüdischen Erwachsenenbildung in Deutschland sah. Gerhard Scholem drängt in seinen Briefen immer wieder darauf, dass Buber doch nun nach Palästina kommen möge. Und aus dem durch die Briefe Bubers einsichtigen Zögern wird die ganze Last, die auf jenen Jahren lag, und werden die geschichtlichen Spannungen, unter denen sie standen, verständlich.

Dass Buber dennoch an den Problemen der Siedlung in Palästina ständig mittrug, zeigen seine dauernden Bemühungen um eine jüdisch-arabische Verständigung. In diesen Bemühungen und in dem Eintreten für das Recht der Araber ist sich Buber im übrigen mit vielen seiner Briefpartner einig. Man kann eine Fülle von Beispielen dafür anführen (in Auswahl: 103, 345, 352–355, 523, 582). Hinsichtlich des Verhältnisses Bubers zu der jüngeren jüdischen Generation kommt vermutlich den Briefen Hermann Gersons an Buber eine besondere Bedeutung zu. Denn durch sie geschieht die Anfrage einer mit dem Marxismus konfrontierten, vor der Möglichkeit des Atheismus stehenden und mit der modernen Arbeitswelt sehr viel konkreter vertrauten Generation an Buber. Ist es symptomatisch, dass Buber hier immer wieder nur sehr zögernd antwortet und auf das eigene Überarbeitetsein verweist? Zu einer Reihe von Briefen Gersons mit sehr konkreten Fragen sind keine Antworten Bubers abgedruckt. Ob Buber nicht geantwortet hat oder ob die Antworten nicht mehr vorhanden sind, vermerkt die Herausgeberin nicht. Es ist ihr aber zu danken, dass sie die Briefe, die sich im Martin-Buber-Archiv fanden und die ein wichtiges Licht auf die geschichtliche Situation werfen, in der Buber stand, abgedruckt hat, auch wenn im einzelnen Fall kein echter Briefwechsel mehr aufgefunden werden konnte. Sie hat sich damit die in der neueren Literaturwissenschaft etwa von Jauss vertretene These zu eigen gemacht, dass die Rezeption eines Autors für das, was der Autor bedeutet, ebenso wichtig ist wie der Text des Autors selbst. Dies rechtfertigt ohne Zweifel auch den Abdruck einer ganzen Reihe von wichtigen Briefen an Buber, auf die keinerlei Antworten Bubers erhalten sind; so den eines Briefes einer evangelischen Christin, die zum Judentum übertreten will (517 f.), so den eines Briefes von Hans Joachim Schoeps (519 f.), so den Abdruck des Briefes Margret Boveris (530 f.), und so den des Briefes Ernst Lohmeyers (499 f.), in welchem der schöne Satz steht »dass der christliche Glaube nur so lang christlich ist, als er den jüdischen im Herzen trägt« (500). Für den Christen werden in diesen Briefwechseln im Sinn einer kritischen Besinnung nicht nur die Briefe wichtig werden, die einen lebendigen Eindruck von der Demütigung des deutschen Judentums durch den Nationalsozialismus bis 1938 geben (Haussuchungen, Rede- und Schreibverbot, Schikanen bei der Auswanderung). Sondern es werden auch jene Briefe von Belang sein, welche die Haltung deutscher Theologen gegenüber dem Juden-

tum in dieser Zeit sichtbar werden lassen. Der Band bringt den kurzen Brief, mit welchem Gerhard Kittel 1933 seine Schrift »Die Judenfrage« Buber selbst übersandte und den Antwortentwurf Bubers (486–487). Scholem nennt die Schrift Kittels »unter allen schmachvollen Zeugnissen eines beflissenen Professorentums eines der schmachvollsten« (502). Aber der Band bringt auch die Briefe, welche das Eintreten Ernst Lohmeyers gegen Kittel dokumentieren (499) und die Verfolgungen sichtbar werden lassen, denen der Bonner Neutestamentler Karl Ludwig Schmidt von seiten rechtsstehender evangelischer Kreise ausgesetzt war (vgl. 496–497).

Dennoch bahnte sich gerade in diesen leidvollen Jahren anders als vor dem 1. Weltkrieg ein ernsthaftes Gespräch zwischen Juden und Christen über den gemeinsamen Glauben an. Wenn ich recht sehe, ist für Bubers (fundierten) Widerspruch gegen das Christentum dabei zweierlei entscheidend: zum einen, dass er eine Christenheit vor sich sieht, die seiner Ansicht nach jeden eschatologischen Vorbehalt leugnet und die zugleich in monophysitischer Weise (um theologische Termini zu gebrauchen) Gott in Jesus Christus derart aufgegangen sieht, dass sie – wie Buber sich ausdrückt – »nur noch an Christus *wirklich* glauben kann« (Briefwechsel mit Gogarten 146). Aus diesem Grunde wendet sich Buber denn auch scharf gegen die Zuordnung von Judentum und Christentum, zu der sich Rosenzweig im 3. Teil des »Stern der Erlösung« bekannt hatte (208). Und hier liegen die ersten Ansätze zu dem späteren, Judentum und Christentum alternativisch einander gegenüberstellenden Werk »Zwei Glaubensweisen« (146). Zum andern aber hat Buber ein vornehmlich durch die natura-corrupta-Lehre geprägtes Christentum vor sich (vgl. die Briefwechsel Barth, Gogarten, Schmidt), das zudem von sich her den Eindruck erweckte, auf einem nur »sprechbaren«, aber nicht zu lebenden Glaubensbekenntnis zu beruhen (426). Trotz seiner Geringschätzung des neuzeitlichen Es (deren wahrer Stellenwert hier übrigens offenbar wird: sie meint keine Schöpfungsfeindlichkeit) musste Buber hier aufgrund seines Glaubens an die Begabung des Menschen mit Verantwortung einen Trennungsstrich ziehen.

Für alle, die sich heute ernsthaft um die Begegnung zwischen Judentum und Christentum bemühen, wird diese Lektüre unabdingbar sein. Bernhard Casper, Augsburg

BARUCH GRAUBARD: Wort, das euer Leben ist. Aus der Glaubenserfahrung Israels. Mit einem Geleitwort von Alfons Deissler. Freiburg i. Br. 1974. Verlag Herder. 198 Seiten.

Die Teilveröffentlichung aus dem 1965 erschienenen Band »Gelesen in den Büchern Moses« enthält Erklärungen zu den ersten beiden Büchern Moses, Genesis und Exodus, die im Rahmen der Freitagabend-Sendungen der Israelitischen Kultusgemeinden durch den Bayerischen Rundfunk ausgestrahlt wurden. Der Verfasser nennt sie »Betrachtungen zu Texten, die einem Zeitgenossen bei der Beschäftigung mit der Bibel durch den Kopf gehen« (S. 11). Die Betrachtungen folgen den Wochenabschnitten für die Torahlesung in der Synagoge. Das Geleitwort des Freiburger Alttestamentlers Alfons Deissler stellt die Publikation in den Zusammenhang jüdisch-christlichen Gesprächs: »Im vorliegenden Buch kommt eine bewährte jüdische Stimme zu Gehör. Sie versteht es, die theologisch überaus bedeutsamen Bücher Genesis und Exodus für die Heutigen aufzuschliessen und zum Sprechen zu bringen. Als Hörer sind nicht nur die Juden

angesprochen, sondern alle, »die Hunger und Durst haben nach der Gerechtigkeit« (Mt 5, 6), insonderheit wir Christen... Wir werden gewahr, welches starke Leben die jüdische Tradition durchpulst. Dieses Leben wird gespeist aus den Quellen, aus denen einst das vorchristliche Israel über ein Jahrtausend lang trank und darin die Kraft des Überlebens auf Jahrtausende hin gewann. Die gottgestiftete Solidarität von Judentum und Christentum nährt sich aus solchem Kennenlernen und Vertrautwerden. Über diesem Beieinander und Miteinander wölbt sich – und das ist mehr! – die Kuppel jener Gemeinsamkeit, die als »Hörsamkeit« alle zu einer dialogischen Gemeinde zusammenschliesst, in welcher die Stimme des »Gottes Abrahams, des Gottes Isaaks und des Gottes Jakobs« durch jegliche menschliche Stimme hindurchtönt.« (S. 8).

R. P.

HERMANN GREIVE: Studien zum jüdischen Neuplatonismus. Die Religionsphilosophie des Abraham ibn Ezra. Studia Judaica, Forschungen zur Wissenschaft des Judentums (hrsg. von E. L. Ehrlich). Band VII. Berlin–New York 1973. Verlag Walter de Gruyter. 225 Seiten.

Die vorliegende Arbeit wurde 1971 als Habilitationsschrift der Phil. Fakultät der Universität Köln vorgelegt. Mit diesem Buch findet einer der bedeutendsten jüdischen Philosophen aus dem Mittelalter endlich die gebührende Anerkennung, nachdem lange Zeit Maimonides als die bekannteste und so auch einflussreichste Persönlichkeit des jüdischen Mittelalters galt. Das mag hauptsächlich daran gelegen haben, dass von Abraham ibn Ezra keine umfassenden und systematisch verfassten philosophischen Werke vorliegen, so dass sein Einfluss im christlichen Bereich vorwiegend auf die Gebiete der Astrologie, Astronomie und Mathematik beschränkt blieb. Greive versucht nun, die philosophischen Hintergründe des gesamten Werkes des ibn Ezra aufzudecken und dabei das Neuartige und Revolutionäre dieses Denkens aufzuzeigen. Nachdem der Verf. in einer systematischen Übersicht die philosophischen Lehren des ibn Ezra aus dem Gesamtwerk herausdestilliert hat, vergleicht er die wichtigsten religionsphilosophischen Schriften mit der Philosophie des Avicenna, Salomo ibn Gabirol und dem einleitenden Abschnitt der »Divina Commedia« des Dante. Die Arbeit hilft sicher, die geistesgeschichtlichen Hintergründe des Mittelalters umfassender zu durchschauen, indem sie einer wichtigen Gestalt der damaligen Zeit den gebührenden Platz besorgt und den direkten und indirekten Einfluss des Abraham ibn Ezra auf seine Zeit darstellt. D. Kinet, Augsburg

FRANZ HUBMANN: Das jüdische Familienalbum. Die Welt von gestern in 375 alten Photographien. Texte von Janko Musulin. Wien–München–Zürich 1974. Verlag Fritz Molden. 318 Seiten, Grossformat.

Nach zwei erfolgreichen »Welt-von-gestern-Familien-alben« bringen der bekannte Fotograf Franz Hubmann und der Molden-Verlag ein »jüdisches Album« heraus. Es ist glanzvoll ausgestattet und verführt zum Schwelgen. Und das, obwohl doch eine völlig unbefangene Nostalgie sehr selten ist, wenn es um jüdische Geschichte geht. Hubmann und Texter J. Musulin dokumentieren die Zeit von 1880–1930, Jahrzehnte des Entrinnens aus dem zaristischen Gefängnis, des Aufstiegs, der Emanzipation, der Assimilation und des Zionismus.

Die einzelnen »Bildkapitel« sind überschrieben: Ghetto und Städtel; Die Emanzipierten: Wien, Prag, Paris,